

Die Azmaris von Addis Abeba



Addis Abeba gleicht an vielen Stellen einer europäischen Großstadt.
Wären da nicht die Hochhausgerippe. Foto Florian Sievers.

Wachs und Gold

Text Florian Sievers Die äthiopische Kultur ist mit nichts auf dem afrikanischen Kontinent zu vergleichen: Jahrtausende alt, immer unabhängig, nie frei. Eben darum war Poesie in Äthiopien stets politisch aufgeladen, und Worte ändern hier ständig ihre Bedeutung. Über Dichtkunst, Doppeldeutigkeiten und Dissidenz in Addis Abeba, der höchstgelegenen Hauptstadt Afrikas.



Ladas beherrschen das Stadtbild. Viele Taxis stammen noch aus der Zeit des kommunistischen Militärregimes. Foto Florian Sievers.

Die Luft ist dünn hier oben. Ringsum klaffen Schluchten, Vulkane türmen sich, davor Wüsten, dazwischen endlose Grassteppen. Und mittendrin, wie eine Fantasy-Festung, ein Hochplateau mit dieser Stadt darauf. Hier oben fällt das Atmen schwer, und damit manchmal auch das freie Sprechen. Aber die Leute in dieser Stadt geben sich sowieso eher schweigsam, vor allem offensichtlich Fremden gegenüber. Man weiß ja nie. Gerade allerdings sind ringsum junge, gut angezogene Menschen einander sehr zärtlich zugegan. Männer halten Händchen mit Männern, Frauen umarmen Frauen, und sie lesen einander aus pinkfarbenen Tageszeitungen vor oder aus Büchern, die auf raues Papier gedruckt sind. Die eng bestuhlte Halle, in der sie unter Neonlicht und einer bröckelnden Deckenverkleidung sitzen, füllt sich. Plastikstühle werden durchgereicht, es gibt Popcorn, Pommes und Bedele, ein lokales Bier. Es ist stickig, und es dauert: Zwei Stunden sind nichts, wenn man auf die Tobiya Poetic Jazz Group wartet.

Doch irgendwann springt aus der Kulissee ein Herr in ausbeuletem Anzug, mit Schnauzbart sowie einer Brille mit selbsttönenden Gläsern, und gibt zur Musik einer Jazzband eine endlose atemlose Reimballade zum Besten. Es geht, so erfährt man, um das nervige Leben mit Mobiltelefonen. Der Saal jöhlt. Direkt danach deklamiert ein junger Typ, Vollbart, Schiebermütze, ein Gedicht über seine schwierige Liebe zu einer Frau, womit er zugleich diese Stadt meint. Andere reimen über aktuelle Nachrichten oder Bibelgleichnisse. Es ist eine Mischung aus Kabarett und Edutainment, Wochenschau und Poetry Slam. Die rund 1000 Zuhörer haben längst die Bücher beiseitegelegt, sie rufen Zustimmung oder murren Ablehnung, sie lachen sich schlapp oder singen mit. Ganz ohne Reaktion sitzt jedenfalls nur da, wer kein Amharisch kann – die Sprache, die hier gesprochen wird, beim Jazz-Dichtkunst-Happening in der Veranstaltungshalle des Ras Hotels in Addis Abeba, Äthiopien.

Die Stadt ist das Zentrum eines Landes, dessen Geschicke von einer der strafftesten Einparteienregierungen Afrikas gelenkt werden. Äthiopien, 90 Millionen Einwohner, zweitbevölkerungsreichstes Land Afrikas, liegt im Nordosten des Kontinents zwischen den Dauerkrisenherden Somalia und Sudan. Aber hier oben, in der höchstgelegenen Hauptstadt des Kontinents, 2500 Meter über dem Meeresspiegel, ist alles still. Denn bis auf ein paar autistische Regionen hält die Regierung Äthiopien in eisernem Griff. So liegt das Land beim Index der Pressefreiheit von Reporter ohne Grenzen auf Rang 142 von 180, nur ein paar Plätze vor Russland oder Myanmar. Bis 1991 herrschte hier noch ein streng kommunistisches Militärregime. Seit seinem Kollaps hat zwar die Wirtschaft ein paar Freiheiten erlangt. Aber auch heute noch nehmen, wenn man sich mit politisch Aktiven trifft, am Nebentisch junge Männer in Jeans und karierten Hemden Platz, die ostentativ zuhören. Der äthiopische Geheimdienst ist als nicht zimperlich bekannt – und für den Einsatz von Hightech-Schnüffelsoftware. In Addis Abeba haben manche Wände Ohren. Einige Einwohner ein zweites Gesicht. Und Worte ändern in der dünnen Luft der Stadt ständig ihre Bedeutung.

Dabei waren gerade Worte schon immer enorm wichtig für die äthiopische Gesellschaft. So haben früher vor Gericht manchmal Ankläger und Beklagter poetisch miteinander gerungen – und der Gewinner war derjenige mit den besseren Versen, unabhängig vom Streitfall. Auch heute noch zählt der Text eines Liedes alles – die Melodie, eine große Stimme, das Beherrschen eines Instruments gelten dagegen nur wenig. Und Dichtkunst, Poesie, Verseschmieden, das ist in Addis tatsächlich eine kleine Bewegung.

Die Dichterin Aster Gebru (Name geändert) hat vor zehn Jahren die Tobiya Poetic Jazz Group mitgegründet, bei deren Performances im Ras Hotel von Addis alle paar Wochen etwa 1000 Zuhörer auflaufen. Aster, die man wie alle Äthiopier nur beim

Vornamen nennt, weil Nachnamen hier nicht Nachnamen sind, sondern nur wiederum der Vorname eines Elternteils, hat es nicht so gern, wenn man ihr eine E-Mail oder SMS schreibt. Die einzigen Telekommunikationsanbieter im Land sind staatlich. Sie wird immer mal wieder von der Polizei vorgeladen, manchmal kommen auch Staatsdiener bei den Jazz-Poetry-Veranstaltungen vorbei und schneiden demonstrativ alles mit. Kein Wunder, dass die meisten Äthiopier ausweichen, wenn man sie auf Politik anspricht. »Aber in diesem Land ist alles politisch«, brummt Aster und holt tief Luft. »Wenn man kritisiert, dass das Internet zu lahm ist, dann trifft man damit ja auch wieder die Regierung. Was also soll ich tun?«

Addis Abeba ist mit nichts in Afrika zu vergleichen. Nicht nur, weil es in der Hauptstadt mit ihrem milden Klima tatsächlich handgepflegte Blumenrabatten gibt, moderne Buslinien, Bürgersteige und vergleichsweise wenige lärmende, stinkende Dieselgeneratoren, da die Stadt über Wasserkraft einigermaßen stabil mit Strom versorgt wird. Vor allem ist hier alles uralte Kultur und superjung zugleich: Äthiopien gilt dank des 3,2 Millionen Jahre alten Hominidengerippes »Lucy« als die Wiege der Menschheit, hat eine seit 2000 Jahren dokumentierte Staatgeschichte, die sich von der biblischen Königin von Saba ableitet, eines der ältesten noch heute genutzten Alphabete, seit 1500 Jahren ein eigenes System für Musiknotation, einen eigenen Kalender (mit 13 Monaten) und sogar seit jeher eine eigene Uhrzeit.

Zugleich aber ist die Hauptstadt Addis Abeba gerade mal etwas mehr als 100 Jahre alt – gegründet, weil es der damaligen Kaiserin von Saba ableitet, eines der ältesten noch heute genutzten Alphabete, seit 1500 Jahren ein eigenes System für Musiknotation, einen eigenen Kalender (mit 13 Monaten) und sogar seit jeher eine eigene Uhrzeit.

Anders als in so vielen anderen afrikanischen Großstädten dominieren in Addis Abeba nicht 50 Cent und Sean Paul, HipHop und Dancehall.

Stadt, überall machen Bulldozer alte Häuser platt. Investoren aus dem Mittleren Osten und Ostasien kaufen ganze Viertel auf, um Shopping Malls und Bürowolkenkratzer hochzuziehen. Bislang sind viele davon allerdings nicht mehr als Betonskelette, weil die lokale Baubranche zwar die Rohbauten selbst hinbekommt, aber das Material für die Installationen mühselig über das winzige Nachbarland Dschibuti importieren muss. Seinen Seezugang hat Äthiopien nach einem Unabhängigkeitskrieg an Eritrea verloren.

Auch kulturell ist dieses Land unvergleichlich. Äthiopier tanzen nicht mit den Hüften wie fast der gesamte Rest Afrikas, sondern mit den Schultern und dem Brustkorb. Die äthiopische Musik mit ihrer nur fünfstufigen Tonskala, die alle wichtigen ethnischen Gruppen des Landes spielen, Amharen, Tigray und Oromo, klingt einzigartig vergrübelt, melancholisch, spannungsgeladen. Und: Anders als in vielen anderen afrikanischen Großstädten dominieren in Addis Abeba nicht 50 Cent und Sean Paul, HipHop und Dancehall. Ausländische Musik interessiert generell nicht so, hat sie nie, auch nicht die großen kontinentalen Wellen aus anderen afrikanischen Kulturräumen, ob nun in den Sechzigern kongolesische Rumba oder

heute nigerianischer Naija-Pop. Stattdessen laufen im Radio fast ausschließlich äthiopische Musiken, von althergebrachten Genres, die man hier »Cultural Music« nennt, bis zu Synthpop-Versionen alter Hits. Die Globalisierung war hier noch nicht, zumindest nicht kulturell, zumindest noch nicht so richtig.

Es gibt natürlich Gründe für all diese Sonderbarkeiten und Selbstgenügsamkeiten. So waren die verschiedenen äthiopischen König- und Kaiserreiche stets geografisch isoliert, abgeschnitten durch tiefe Schluchten und steile Hochplateaus von den Handelsströmen zwischen Ostafrika, Arabien und Südasien. Vor allem aber musste sich Äthiopien als einziges Land des gesamten Kontinents nie einer westlichen Kolonialmacht beugen. Zwar war es zwischen 1936 und 1941 mal von Mussolini besetzt – aber eben nur besetzt, und auch vergleichsweise kurz, und vorher hatten die Äthiopier Italien sogar schon mal militärisch geschlagen. Darum hat sich die Gesellschaft wohl kein Kolonialtrauma eingefangen, die Menschen haben nicht diesen Zorn auf die Weißen und auf sich selbst, den der kamerunische Philosoph Achille Mbembe einst ausgemacht hat.

So kann einem der Umgang mit Europäern in Addis Abeba eine Idee davon geben, wie es in Afrika wohl wäre, wenn es die Zeit der Grausamkeiten nicht gegeben hätte: Man tritt den *Ferenji*, wie man hier alle Fremden nennt, aufrecht gegenüber, stolz, manchmal fast schon arrogant. Und das, obwohl die Menschen im früheren Abessinien und heutigen Äthiopien doch immer wieder unterdrückt wurden, ob nun von den absolutistischen König- und Kaiserreichen, den kommunistischen Militärs oder der heutigen Einparteienregierung.

Nur eine Gruppe hat in den verschiedenen äthiopischen Gesellschaften mit ihren tief verwurzelten autoritären Traditionen stets das Maul aufgemacht: die Azmaris. Das sind Wanderdichter, Vaganten, Troubadoure, ähnlich den Griots von Westafrika, die einem in spontanen Freestyles die krasssten Texte und härtesten Witze an den Kopf knallen, sogar zu den beiden großen Tabuthemen der



Weil das Land kein Kolonialtrauma hat, tritt man Weißen in Addis Abeba aufrecht gegenüber. Foto Heidi Specogna.

Gespräch im Straßencafé ebenso wie beim Jazz-Poetry-Slam. Schließlich kann immer jemand danebensitzen, der den Offiziellen berichtet. Kodierte Kritik, auch als Dichtung, manchmal zu Jazzmusik – das kann einen durchaus an Dissidenz in der DDR erinnern.

Demnächst wird ein schweizerisch-deutscher Dokumentarfilm das Phänomen von »Wachs und Gold« erkunden. Eine der Hauptfiguren dieses Films wird die Azmari-Sängerin Nardos Tasfaw sein, 25 Jahre alt, *big hair*, tiefes Dekolletee, dort eingeklemmt ein großes Kreuzamulett. »Natürlich haben meine Texte mehrere Bedeutungsebenen«, sagt Nardos, die aus der alten Kaiserstadt Gondar im Norden Äthiopiens stammt, wo auch die Azmari-Tradition einst geboren wurde. Ihr Vater starb, als sie fünf war, sie musste Geld mit Steinschleppen auf den Baustellen von Addis verdienen. Dabei wollte sie stets Sängerin werden. »Aber ein Azmari zu sein ist schwer«, sagt sie. Sie werde als leichtes Mädchen verachtet oder wie eine Gammlerin behandelt. Ihre Verwandten akzeptierten ihren Job bis heute nicht.

Nardos arbeitet hart in Addis. Mehrmals pro Woche steigt sie frühabends in einem Abendkleid in ein Minibus-Taxi und fährt zum Stadtteil Kazanchis. Hier hatten einst die italienischen Besatzer Staatsbedienstete untergebracht, heute ist das Viertel eines der

Ihre Azmari Bets waren meist nicht mehr als eine Einraum-Wellblechhütte mit Sitzgelegenheiten und ein paar Trinkgefäßen. Kein Soundsystem, das hätte sich niemand leisten können.

Wenn Nardos im Fendika ankommt, ist der Schuppen oft schon gerammelt voll. Die Gäste trinken den alten Honigwein *Tej*, den man auch »der Eifersüchtige« nennt, weil man ihn auf keinen Fall mit anderem Alkohol mischen darf, will man einem Mörderkater entgehen. Hier ist Filmen verboten, Fotoapparate werden nicht gern gesehen, man ist unter sich. In einer Ecke spielt jemand sitzend auf rechteckigen Trommeln, ein *Masinko*-Spieler folgt Nardos durch den Raum. Zum Leiern der einsaitigen Laute singt die Azmari ohne Mikrofon, sie dichtet spontan, frei flottierend zwischen den Leuten. Ihre Verse richten sich nach dem Publikum: Für Jüngere geht es eher um leichte Themen, Sex, Spaß. Bei Älteren kann es ernsthafter werden, auch politisch. Man kann der Dichtersängerin Verse einflüstern, etwa um mit anderen Gästen zu kommunizieren. Das kostet aber Trinkgeld. Nardos reißt auch derbe Witze, auch auf Kosten des ausländischen Besuchers und seines vermuteten Sexualverhaltens. Der Laden brüllt, aber fast jeder kommt mal an die Reihe. Es ist Stimmung in der Bude.

Melaku Belay hat gekämpft, um diesen Ort zu erhalten. Er war 1997 obdachlos im Fendika gestrandet, arbeitete als Bedienung



Resident-Poetin Nardos Tasfaw vor ihrem kleinen Haus. Foto: Heidi Specogna.

Nachtlebenzentren der Stadt. Auf der Zewditu Street tut sich hinter einem orangefarbenen Blechtor ein Raum auf, kreisförmig, so wie früher in Äthiopien die Häuser gebaut wurden. Darin: rotes Schummerlicht, niedrige Decken, abgehängt mit Bastmatten und Tüchern, an den Wänden historische Fotos und Musikinstrumente, auf dem Boden getrocknetes Gras, Sitzschemel, niedrige Tische. Das hier ist Fendika, ein Azmari Bet – auf Deutsch Azmari-Haus. Ursprünglich hatten die Azmaris keinen festen Ort, sie nahmen auf Dorfplätzen Quartier oder drückten sich in den dunklen Ecken der Städte herum. Doch nach dem Ende der kommunistischen Diktatur wurden die Wanderbarden zumindest in den Städten sesshaft.

und Tänzer, schlief elf Jahre lang unterm Tresen, bevor er den Laden erst selbst mieten und schließlich dank Finanziers sogar kaufen konnte. Melaku, freigeibig, freigeistig, feminin, wurde vor 40 Jahren in Addis geboren. Er ist heute nicht nur Clubbetreiber, sondern auch Kopf der Band Ethiocolor und vermutlich Äthiopiens bekanntester Tänzer. Beim klassischen Eskista-Tanz kann er seinen Oberkörper so schnell in Zuckungen versetzen, dass er bis zur Hüfte zu einem Schemen verschwimmt.

Melakus Fendika ist so etwas wie ein traditionelles Azmari Bet – aber auch ein Ort für Touristen, Expats oder Diaspora-Äthiopier auf Heimaturlaub. Die Musikbar ist in Addis Abeba anscheinend der

Melaku Belay »Tradition ist nichts Statisches oder Eingefrorenes. Sie muss vibrieren und unverfroren sein.«

einzige Ort für Subkultur nach westlichem Verständnis. Hier dürfen sogar mal andere Musiker als Azmaris auftreten, etwa äthiopische Rapper, der norwegische Power-Jazzdrummer Paal Nilssen-Love oder die holländische Punkband The Ex. Eben darum kritisieren die Kulturkonservativen von Addis diese leicht verwestlichte, verpoppte Version eines Azmari Bets. Aber Melaku interpretiert die Tradition neu, um sie zu erhalten. »Tradition ist nichts Statisches oder Eingefrorenes«, sagt er. »Sie muss vibrieren und unverfroren sein.«

So hoch halten viele Äthiopier ihre Traditionen inzwischen auch gar nicht mehr. »Vor allem die Jüngeren respektieren die Azmaris und ihre Dichtkunst nicht«, sagt Melaku und saugt zischend Luft ein. Keyboard-Alleinunterhalter oder DJs ersetzen zunehmend die Live-Dichter, und statt in Azmari Bets gehen besser situierte Äthiopier heute lieber in westlich gestylte Cocktailbars. Die Globalisierung zieht am Horizont auf, langsam, aber unaufhaltsam. Fendika ist denn auch eins der letzten Azmari Bets von Addis. Ein Bauboom und rasant steigende Immobilienpreise haben das Ende für die meisten der Clubs bedeutet – das ist in Addis nicht anders als in Berlin oder New York. »Wir haben hier zwar noch nicht so viele Identitätskrisen wegen irgendwelcher Einflüsse von außen«, sagt Melaku mit seiner hellen, sanften Stimme, während seine Frau im Hintergrund Kaffeebohnen für eine traditionelle Kaffeezeremonie röstet. »Aber wir müssen uns anstrengen, um unser Erbe zu bewahren.«

Aber es gebe da ja neben Fendika noch die Tobiya Poetic Jazz Group, sagt Melaku, »die neuen Azmaris«. Die jungen Leute kommen zu deren Veranstaltungen, weil ihnen die Dichter da oben auf der Bühne etwas zu sagen haben. Weil sie ein gemeinsames Verständnis herstellen. Weil es sich relevant anfühlt. So wird hier Gold geschürft, mit Wachs umhüllt und von denen, die es richtig verstehen, wieder freigelegt. Zum Ende des Abends im Ras Hotel will ein älterer Herr auf der Bühne noch etwas wissen: Wie es denn sein könne, dass Künstler in Äthiopien immer nur die Liebe behandeln, nie aber politische Probleme ansprechen? Diese sehr direkte Frage wird vom Publikum genauso beklatscht wie die Beiträge über Handys oder verbotene Liebe. Wie das sein kann, wo doch alle immer nur um die Ecke reden? Vielleicht meinte der Herr, was er sagte, vielleicht auch nicht. Bedeutungen sind fluide und flüchtig hier oben, 2500 Meter über dem Meer, in der dünnen Luft von Addis Abeba.



Melaku Belay, der vermutlich berühmteste Tänzer Äthiopiens, im Stadtviertel Kazanchis. Foto Florian Sievers.